

Ralf Isau

Das Allerweltshaus

Roman



*»Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.«*

Johann Wolfgang von Goethe, »Faust«

Für Olivia Leonie

Die Wehen

Die Nachtweys waren eine Musikerfamilie. Mutter Nachtwey blies als Musiklehrerin pickligen Gymnasiasten den Marsch, Vater Nachtwey spielte die erste Geige in der Einkaufsabteilung der Elbstätter Oper, Lisa Nachtweys Gesang übertönte jedes Klavier und Jan Nachtwey war ein Querkopf – er spielte Querflöte.

An diesem Dienstagnachmittag gab Jans Mutter den Ton an. Julia schrie aus Leibeskräften, *forte fortissimo* sozusagen. Ihre Stimme hallte von einem bis zum anderen Ende der großen Dachgeschosswohnung. Sie scholl bis in den Keller des hundert Jahre alten Hauses hinab. Einige Bewohner des Viertels hörten sie sogar weit über die Halbkreisstraße hinaus.

Der Grund für ihr Geschrei war ein Ausnahmezustand, den sie bisher erst zweimal durchlebt hatte: Geburtswehen. Bald würde das Nachtweyorchester aus fünf Musikern bestehen.

Die übrigen Mitglieder des Quintetts eilten aus unterschiedlichen Richtungen herbei und stürzten ins Wohnzimmer. Julia lag wie ein gestrandeter Wal im Fernsehsessel, das Fußteil hochgeklappt, den Oberkörper weit nach hinten gelehnt, den enormen Bauch nach oben gereckt und die Hände um die Lehnen geklammert. Sie atmete geräuschvoll und rhythmisch, wobei sich ihre Wangen blähten wie Spinnakersegel bei einer Regattajacht.

»Ist die Fruchtblase geplatzt?«, stieß Jans Vater hervor. Eine ungeknotete Krawatte hing ihm um den Hals. In der Rechten hielt er sein kleines, schwarzes Notizbuch, um den Vorfall nötigenfalls zu protokollieren. Bastian Nachtwey lebte in ständiger Angst, etwas Wichtiges zu vergessen. Deshalb schrieb er alles auf, mit Datum und genauer Uhrzeit.

»Nein«, keuchte Julia, »aber besser, wir fahren trotzdem *prestissimo* ins Krankenhaus.« Sie meinte, sehr schnell.

»Soll ich den Rettungssanitäter kontaktieren?« Bastian löste den Gummi von dem Büchlein und begann darin zu blättern, vermutlich, um die Notrufnummer herauszusuchen.

»Ich bin nicht krank, nur *schwanger*«, antwortete Julia gereizt. Sie hatte die Zähne zusammengebissen und schwitzte.

Jans Vater fuhr sich mit den Fingern durch den üppigen Schopf und starrte Julia an, als könnte sie jeden Moment explodieren. Bastian war ein aschblonder Enddreißiger, der versuchte, mit einem Dreitagebart von seinen körperlichen Unzulänglichkeiten abzulenken: dem Schmerbauch und der unterdurchschnittlichen Körpergröße. Im Augenblick wirkte er nicht sonderlich souverän. Die Geburt von Lisa Luisa lag schon vierzehn Jahre zurück, die von Jan sogar sechzehn. Bastians

Erfahrungen im Umgang mit Gebärenden waren also nicht auf dem neuesten Stand. Der unstete Blick aus seinen graublauen Augen verriet Hilflosigkeit.

»Du musst Mama in die Klinik fahren. Hol den Wagen aus der Garage. Wir passen so lange auf sie auf«, schlug Jan vor.

»Exzellente Idee!«, antwortete Bastian. Er hatte ein Faible für unnötige Fremdwörter. Kurz sah er auf sein Notizbuch, als spielte er mit dem Gedanken, die Vorgehensweise schriftlich festzuhalten, lief dann aber doch aus dem Zimmer.

»Ach, manno!« Lisa stampfte mit dem Fuß auf wie eine Vierjährige. »Das ist ungerecht. Hätte sie nicht bis morgen warten können!« Sie meinte vermutlich ihre ungeborene Schwester.

Ist ja mal wieder typisch!, dachte Jan. *Unsere Diva denkt immer nur an sich.* Lisa träumte davon, als Künstlerin unsterblich zu werden. Sie plante eine Karriere als Popstar. In jedem Auftritt vor Publikum sah sie ein mögliches Sprungbrett, das sie im Musikhimmel gleich neben Madonna und Katy Perry katapultierte. Zugegeben, sie war mit vierzehn schon eine bessere Pianistin als ihre Mutter und sang wie eine junge Liza Minelli – die Namensähnlichkeit war kein Zufall.

In Sachen Ehrgeiz war Lisas Bruder das genaue Gegenteil. Jan hätte sich damit begnügt, zur Hundertjahrfeier des Goethegymnasiums eine einzige Person zu begeistern: seinen Vater. Wenigstens *einmal* sollte er stolz auf ihn sein. Dafür hatte Jan wochenlang die schwierigen Läufe auf der Querflöte geübt. Und nun stahl ihnen ein ungeborenes Baby die Show.

»Ihr könnt trotzdem zur Schulaufführung gehen«, ächzte Julia. »Bei dir haben die Wehen neunzehn Stunden gedauert, und bei deinem Bruder waren's sogar fast vierundzwanzig.«

»Supi!« Lisa fiel Mutter um den Hals und küsste sie stürmisch. »Das vergesse ich dir nie, Mom. Wenn ich meinen ersten Grammy kriege, bedanke ich mich zuerst bei dir. Eine Milliarde Menschen werden dich bewundern.«

»Dann nimm aber die Zahnspange raus, Primaballerina. Ach, und geh heute mal sparsamer mit meinem Make-up um.«

Jan grinste. Seine kleine Schwester musste ständig gebremst werden, weil sie sich in puncto Klamotten und Schminke gerne auf Kindfrau trimmte.

Trotzig verdrehte Lisa die Augen. »Du nervst, Mom!«

»Sag nicht dauernd Mom zu mir. Ich bin keine amerikanische TV-Serien-Glücke ...« Julia stöhnte auf. Eine neue Wehe.

Sie hechelte noch gegen die Schmerzen an, als Bastian ins Wohnzimmer zurückkehrte. Keuchend berichtete sie ihm, was sie mit den Kindern besprochen hatte. Er war viel zu nervös, um Einwände zu erheben.

»Nehmt Mamas Handy mit«, sagte er zu Jan. »Sobald das Konzert zu Ende ist, rufst du mich auf meinem an. Sollte es irgendwie gehen, hole ich euch von der Schule ab.«

»Besser an der Bushaltestelle bei der Bombenlücke. Müssen ja nicht alle sehen, dass wir ins Auto der *Stimmgabel* steigen.« Seine Mitschüler hatten ihr diesen Spitznamen verpasst.

Julia gab ein Knurren von sich. »Was habe ich nur falsch gemacht, dass meine Kinder mich nicht Mama nennen!«

»Und noch etwas, Jan«, fügte Vater unbeirrt hinzu. »Du bist mir für deine Schwester verantwortlich. Nach der Aufführung wird nicht Party gemacht, hört ihr? Setze dich *einmal* gegen Lisas Dickkopf durch und sei der große Bruder, auf den wir uns verlassen können.«

Komplikation! Das Wort hallte wie ein Echo durch Jans Sinn. Immer wieder. Hoffentlich ging alles gut mit der Entbindung. Gedankenvoll blickte er durch das beschlagene Fenster des Stadtbusses. Trotz des Feierabendverkehrs war nicht viel los auf den Straßen. Seltsam. Gab's heute irgendein Fußballspiel? Saßen die Leute vor der Glotze?

Seine Schwester sang leise vor sich hin: »*Yesterday a child came out to wonder ...*« Das Lied – *The Circle Game* von Joni Mitchell – hatte Mutter ihnen beigebracht, als sie noch klein waren. So sanfte Töne hörte man eher selten von Lisa. Manchmal beschallte sie mit ihren rockigeren Songs ganze Straßenzüge oder Einkaufspassagen. Anscheinend machte sie sich doch Gedanken über ihr neues Schwesterchen.

Bei der nächsten Station hieß es aussteigen und die Nase in den Regen recken. Der Herbst war in diesem Jahr wie ein Raubtier über Elbstadt hergefallen: unerwartet und brutal. Zum gestrigen Schulbeginn, dem 10. September 2001, hatte der Sommer noch ein glanzvolles Abschiedskonzert gegeben. In der Nacht war dann der Wetterumschwung gekommen. Jan wäre am liebsten ins Bett zurückgekrochen, als er morgens beim Aufstehen das neblige und nasskalte Wetter gesehen hatte. Tagsüber war es nicht mal richtig hell geworden.

Und nun nieselte es auch noch, als sie an der Bombenlücke ausstiegen. Ein beißender Sturm wirbelte die feinen Tröpfchen auf wie Gischt in einem Wasserfall. Lisas Gesicht schimmerte als bleiches Oval unter ihrer Kapuze hervor. Die Geschwister trugen Regenjacken – ihre war rot, seine blau. Trotzdem kroch die Feuchtigkeit überall hinein.

Jan drückte sich den Flötenkoffer an die Brust. »Müssen wir wirklich auf Kevin warten?« Kevin Holzmann war in der Klasse über ihm und haute nicht nur im Schulorchester ordentlich auf die Pauke. Er war ein Hardrocker mit Engels Gesicht, der sich unwiderstehlich vorkam. Lisa schwärmte für ihn.

»Ja«, antwortete sie. »Wir haben uns hier verabredet.«

»Vor zehn Minuten. Er müsste längst da sein.«

»Bei dem Wetter?« Sie machte Anstalten, ihren Regenschirm aufzuspannen.

»Das kannst du vergessen, ist viel zu windig«, sagte Jan.

Sie ignorierte ihn und versuchte es trotzdem.

Augenblicklich fuhr eine Bö unter den Schirm und drehte ihn auf links. Ein zweiter Windstoß riss ihn ihr aus den Händen. »Mist!«, zischte sie.

Jan stöhnte. *Setze dich einmal gegen Lisas Dickkopf durch.* Vaters Ermahnung lag ihm schwer im Magen. Er wusste nicht, *wie* er seine quecksilbrige Schwester bändigen sollte. Jan war ein Träumer, der sich von strengen Regeln und sturer Pflichterfüllung eingeengt fühlte. Deshalb wollte er auch keinem anderen seinen Willen aufdrängen. Bei verrückten Einfällen dagegen und bei allem, was ihn faszinierte, da blühte er auf, da vergaß er sich und die Welt.

Und viel zu oft auch Vaters Anweisungen.

Kein Wunder, dass er mit ihm unzufrieden war, so oft, wie er ihn mit seiner Traumtänzeri schon enttäuscht hatte. Scheinbar fehlte ihm das, was einen guten Sohn ausmachte. Manchmal kam sich Jan wie ein richtiger Versager vor.

Aber diesmal wollte er sich nichts vorwerfen lassen. Er hatte seinem Vater hochheilig versprochen, auf die Diva aufzupassen.

»Was hat Mom im Hausflur zu Dad gesagt?«, lispelte Lisa. Ihre Zunge focht einen ständigen Kampf gegen die Zahnspange.

»Woher soll ich das wissen?«, brummte Jan.

Sie zog das Kapuzenband nochmals fester, um die Konzertfrisur trocken zu halten. »Du bist Lippenleser.«

Das stimmte. Im Alter von drei hatte ihm eine Krankheit das Gehör genommen. Vierzehn Monate lang sperrte sie Jan in das Verlies der Stille. In dieser Zeit lernte er, mit den Augen zu hören. Er musste dem Sprecher nur auf den Mund schauen und verstand alles, inzwischen sogar in Englisch oder Französisch. »Ich hatte zu spät hingesehen. Hab nur noch ein Wort mitbekommen«, antwortete er.

»Und welches?«

»Komplikation.«

Ihre vollen Augenbrauen zogen sich zusammen. »Denkst du, wir müssen uns um Mom Sorgen machen? Oder um das Baby?«

»Sie meinte bestimmt nur die Heftigkeit der Wehen.« Jan sagte, was er sich wünschte, nicht, wovon er überzeugt war. Sein Blick schweifte über Lisas Schulter hinweg zu der Bombenlücke, diesen unkrautüberwucherten Streifen zwischen den zwei Gebäuden aus der Gründerzeit. Es hieß, dort hätte früher ein hübsches Jugendstilhaus gestanden, ähnlich jenem, in dem die Nachtweys wohnten. Als die Alliierten im Zweiten Weltkrieg die Stadt bombardierten, wurde nur dieses Juwel von Haus getroffen, die beiden Bruchbuden rechts und links davon blieben stehen. Seitdem klaffte hier die Bombenlücke. Bis jetzt.

Jan riss die Augen auf. In der wirbelnden Gischt sah er auf einmal Teile einer seltsamen Fassade. Da waren Rundbögen, Spitzgiebel, Säulen, Holzbalken, Stuck und anderes, das so gar nicht zueinanderpassen wollte ... Und plötzlich verschwand alles wieder.

»Was glotzt du so?«, beschwerte sich Lisa.

Er blinzelte. »Nichts. Ich dachte nur gerade eben ...« Unvermittelt hob ein Windstoß den Nebel wie einen Bühnenvorhang empor und zum Vorschein kam das ganze verwunderliche Gebäude. Jan deutete aufgeregt darauf. »Da! Seit wann steht da ein Haus?«

Lisa drehte sich um und stutzte. »Sieht ja echt schräg aus. Ist mir auf dem Schulweg heute früh gar nicht aufgefallen.«

»Wahrscheinlich, weil du nur Augen für diesen schwarzen Engel Kevin Holzmann hattest.«

Sie strafte seine Bemerkung mit Nichtachtung und lief auf das sonderbare Gebäude zu.

Jan stolperte hinterher. »Ich finde, wir sollten jetzt gehen. Sonst verpasst du doch noch deinen historischen Auftritt.«

Lisa überhörte auch diesen Hinweis und murmelte nur: »Was ist das? 'Ne Disco?«

»Seltsamer Name für 'nen Tanztempel.« Er deutete zu dem goldenen Schriftzug über dem Eingang.

SUUM CUIQUE

»Jedem das Seine?«, übersetzte Lisa.

Er nickte. In der Schule hatten sie nur Englisch und Französisch, aber kein Latein. Seltsam, dass sie den Spruch trotzdem verstanden. Er klang ebenso geheimnis- wie verheißungsvoll. Vielleicht kannten sie ihn aus einem Film.

Lisa stieg die drei Stufen zum Eingang hinauf und streckte die Hand nach der Türklinke aus.

»Du kannst da nicht einfach ...« Jan stöhnte. Die Diva behandelte ihn wie Luft. Sie öffnete die Tür, die wie ein Kontrabass geschwungen war und grauenhaft quietschte. Dahinter lag ein glitzernder Gang.

»Hmmm, lecker! Riecht nach Himbeergeist.« Ohne auch nur einmal zu zögern, betrat Lisa das Haus.

Jan konnte die Tür gerade noch am Zufallen hindern. Er blickte in den beleuchteten Korridor, der rund wie ein Abwasserrohr war. *Setze dich einmal gegen Lisas Dickkopf durch ...*

»Cool!«, schwärmte sie und lief weiter. »Echt futuristisch der Laden. Scheint wirklich 'ne Disco zu sein. Komisch, dass wir nie eine Baustelle gesehen haben.«

»Was soll das?« Zeternd klemmte Jan den schwarzen Flötenkoffer in den Türspalt und eilte seiner Schwester nach. Jetzt roch auch er dieses schnapsige Aroma von Obstbrand.

Die untere Hälfte des metallenen Gangs war staubig und voller Kratzer. Oben dagegen bestand er aus Plexiglas. Jenseits davon leuchtete ein Geflecht von Röhren. Scheinbar schwerelos hingen sie in einem Raum, in dem sich ihr Licht verlor so wie das der Sterne in der Unendlichkeit des Universums. Die leuchtenden Stränge waren untereinander verbunden wie dicke Fäden eines riesigen Spinnennetzes. Erstaunlich weit sie in das Dunkel vordrangen.

Vermutlich eine Art Irrgarten, überlegte Jan. Das Ganze wirkte einerseits modern, andererseits schmutzig und schäbig wie das Innere eines maroden Raumschiffes in einem düsteren Science-Fiction-Film. »Hier ist keine Menschenseele, Lisa. Lass uns gehen. Sonst verpassen wir das Konzert.«

»Ich möchte nur noch schnell ...«

»Vielleicht ist jemand von einer Plattenfirma da«, fiel er ihr ins Wort. Irgendwo bellte ein Hund.

Sie blieb stehen und drehte sich zu ihm um. »Du willst mich ja nur ködern.«

»Stimmt. Aber du weißt, was die Zeitungen über unser Schulorchester schreiben. Mama hat eine richtige Big Band draus gemacht. Eine gute Presse lockt Talentscouts an.«

Lisa grinste. »Du hast recht. Gehen wir.« Sie stapfte an ihm vorbei auf den Ausgang zu.

Er folgte ihr, erleichtert, das Temperament der Diva wenigstens vorübergehend gebändigt zu haben. Von der Straße drang erneut das helle Bellen zu ihnen herein. Jan malte sich aus, wie der dazu passende Hund aussehen mochte. Rehpinscher? Zwergspitz?

Als Lisa die Tür aufriss, quietschte diese wie unter Schmerzen. Jan erhaschte einen Blick auf einen windzerzausten Kläffer. Ein kleiner weißer Terrier.

»Warte, Brutus! Bei Fuß!«, hallte es von rechts. Ein schlanker Mann mit wehendem Regenmantel und skelettiertem Regenschirm rannte dem Westie hinterher. »Ich muss doch zum Dienst, Brutus. *Verdammt*er Köter, bleib endlich stehen!« Der Hundebesitzer entschwand in den Nebelschwaden. Bald war sein Rufen nicht mehr zu hören.

»Schauen wir später noch mal rein, falls Dad nicht rechtzeitig da ist?«, fragte Lisa. Sie deutete mit dem Daumen hinter sich.

Jan zog nur eine Grimasse. Er hoffte, darum herumzukommen. Das Haus gefiel ihm nicht.

Die Erschütterung

Atárah fuhr der Schreck in die Glieder. Abwesend hatte er sich mit dem Pinselstil unter dem Zylinder gekratzt. Fast wäre er ihm dabei vom Kopf gerutscht. Rasch rückte der hagere Mann den samtig schwarzen Chapeau claque wieder zurecht. Im Allerweltshaus tat man gut daran, seine Kopfbedeckung niemals abzulegen. Selbst beim Schlafen nicht.

Der Magistrat wandte sich wieder dem Bild zu. Behutsam tupfte er mit dem feinen Pinsel auf die Leinwand, um einen letzten Glanzpunkt zu setzen. Dazu summte er leise vor sich hin. Atárah hatte viel freie Zeit, die er auf diese Weise den schönen Künsten widmete. Bedächtig trat er einen Schritt von der Stafette zurück und begutachtete sein Werk.

Das Ölgemälde zeigte einen Helm, wie ihn die spanischen Konquistadoren bei der Eroberung der Neuen Welt getragen hatten. Stimmung, Proportionen, Licht und mehr noch die Schatten – alles war perfekt. Rembrandt hätte es nicht besser machen können. Ein Gefühl des Glücks erfüllte den uralten Hüter, weil er nur aus dem Gedächtnis etwas so Vollkommenes wiedererschaffen hatte. Andere Künstler hätten in diesem Moment zufrieden gelächelt. Nicht er. Atárah lächelte nie. Er verzog höchstens den Mund.

»Globalisierung«, murmelte er. Ja, so würde er sein neues Meisterwerk nennen. Bei der Wahl seiner Titel hielt er sich an den Zeitgeschmack. Mit einem Anflug von Besorgnis blickte er über den Rand des Gemäldes hinweg und fragte sich, wo er es aufhängen sollte.

In das Atelier hätte mühelos ein Zeppelin hineingepasst. Seine Bilder bedeckten die Wände der riesigen Halle bis hinauf zu dem verglasten Oberlicht. Er hatte die Kunstwerke ausnahmslos seiner großen Leidenschaft gewidmet: Kopfbedeckungen.

»Warum ausgerechnet ein Soldatenhelm?«, tönte eine Stimme durch die Künstlerwerkstatt. Sie klang voll und befehlsgelehrt.

Atárah zog erschrocken den Kopf ein, fast wie eine Schildkröte. Er wandte sich der Mitte des Ateliers zu.

Dort thronte auf einem mannshohen Sockel ein tönernes Haupt, das ihn hämisch angrinste.

Gesprächige Büsten dieser Art gab es im Allerweltshaus zu Tausenden. Sie dienten Hauron als Mund, Augen, Ohren und Nase. Ihm entging so gut wie nichts. Die Terrakottabüsten zeigten Hauron, wie er in der Antike als Herrscher von Damaskus ausgesehen hatte: vollbärtig, mit einer

gebogenen Nase, tief liegenden Augen, buschigen Brauen, dicken Lippen und einem topfartigen Hut, der ringsum mit Sternen verziert war und in einer gezackten Krone endete.

»Ich finde, der Konquistadorenhelm veranschaulicht treffend die Globalisierung. Die iberischen Eroberer haben dem heutigen weltweiten Handel den Weg geebnet«, dozierte Atárah wie ein moderner Kunstprofessor. In seinem schwarzen Frack sah er eher wie ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts aus.

»Indem sie fast alle ausrotteten, die nicht spanisch oder portugiesisch waren?«, fragte Hauron spöttisch.

»Sie haben auch von der Neuen Welt profitiert: Gold, Kakao, Mais, Kartoffeln ...«

»Du hast recht, Atárah. Dein Helm ist ein passendes Symbol für die Ausplünderung, Unterdrückung und Zerstörung schwacher Kulturen. Ich würde mir deine Lektion liebend gern zu Herzen nehmen – wenn ich denn eins hätte.«

»Danke, Hoheit. Ihr seid zu gütig.«

»Womit wir beim Thema wären.«

»Ich kann Euch leider nicht folgen, Majestät.«

»Einige von denen, die sich ausgeraubt und geknebelt fühlen, haben heute zum Schwert gegriffen. Während du hier deinem Vergnügen gefrönt hast, sind sie gegen ihre Unterdrücker aufgestanden?«

Atárah stöhnte. »Etwa wieder eine *Revolution*? Das ist doch ein alter Hut, Hoheit. Euer Haus wird dem Vorfall nicht einmal mehr eine neue Besenkammer widmen, so oft hat es das schon gesehen.«

»Wenn du dich da mal nicht täuschst, mein Guter. In der Stadt, die sie ›den großen Apfel‹ nennen, ist heute etwas von solcher Brutalität geschehen, dass sogar mir ein Schauer durch sämtliche Etagen gelaufen ist – und ich bin beileibe nicht zimperlich.«

»War das der Grund für das Beben? Ich dachte, Ihr hättet nur schlecht geschlafen.«

»Ich schlafe nie, wie du nur zu gut weißt. Ich döse höchstens. Nein, Terroristen haben fliegende Maschinen in zwei Türme gelenkt. Sie sind darauf eingestürzt wie Kartenhäuser und begruben Hunderte Menschen unter sich. Wann töteten angebliche Freiheitskämpfer jemals so wahllos und grausam, Atárah? Dir ist doch klar, was das bedeutet.«

»Das Haus wird wachsen.« Der Magistrat griff zum Lappen und fing an, seinen Pinsel zu reinigen.

»Und das nicht zu knapp! Das Pendel schwingt zurück, der Zeitgeist wandelt sich«, sagte Hauron feierlich. »Du wirst sehen, der heutige Tag teilt die Geschichte in ein Vorher und ein Nachher. Wo Menschen sich einmal sicher fühlten, bleibt ihnen nur noch Angst und Bangen vor dem nächsten Anschlag. Stück für Stück werden sie ihre mit Blut erkämpfte Freiheit aufgeben, um sich ein wenig Sicherheit zu erkaufen. Solche Erschütterungen bleiben nicht ohne Folgen für das Allerweltshaus.«

»Ihr meint ... es könnte sichtbar werden?«

»Irgendwo ganz bestimmt. Wir müssen auf der Hut sein, Atárah. Vielleicht dürfen wir den Auserwählten empfangen, der mir die Königskrone bringt.«

»Spürt Ihr sie denn schon?«

»Nein. Dann hätte ich dich längst zu ihr geschickt. Doch es werden sich viele Türen öffnen.«

»Das heißt, es kommt Arbeit auf mich zu.«

»Darauf kannst du deinen Zylinder verwetten.«

Atárah lächelte säuerlich. »Alles, nur nicht das, Majestät.«
